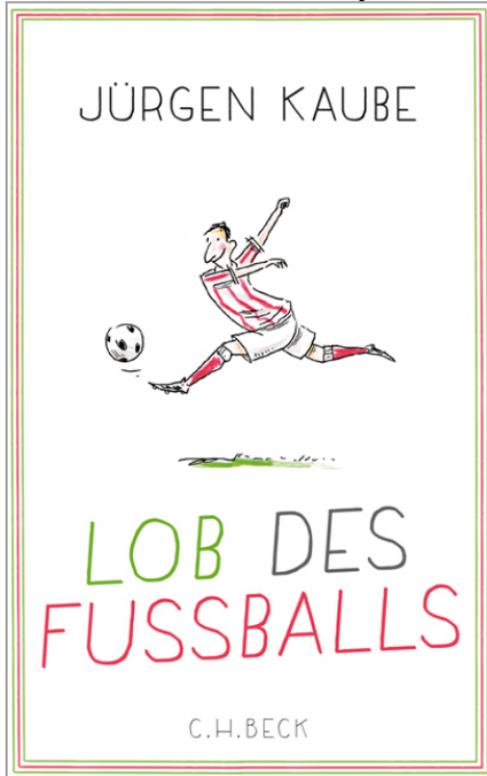


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Jürgen Kaube**  
**Lob des Fußballs**

2018. 126 S., mit 12 Abbildungen.  
Gebunden.  
ISBN 978-3-406-70050-7

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/6016>

Jürgen Kaube  
Lob des Fußballs

Jürgen Kaube

# Lob des Fußballs

Mit zwölf Zeichnungen  
von Philip Waechter

C.H.Beck

Mit zwölf Abbildungen

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2018

Gesetzt aus der Apollo MT und der ITC Kabel Book im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: nach einem Entwurf

von Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Philip Waechter

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 70050 7

*www.chbeck.de*

*Für Levin und Ailton*



Sieht man vom Selbstlob Gottes ab – *Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Und siehe, es war sehr gut.* (1. Mose 1, 31) –, dann war das Erste, was überhaupt gelobt wurde, ein Sportler. Die ältesten Gedichte des Abendlandes handeln nicht von der Liebe und nicht vom Tod, nicht von der Schönheit der Natur und nicht von der Schönheit der Nacht – sondern von Olympiasiegern. Es sind Lobgesänge, auf Hieron aus Syrakus, *pflückend aller Vorzüge Wipfel*, dessen Wagen erster im Pferderennen war, auf Hippokles aus Thessalien, der *mit Güte der Füße siegreich* im Doppelwettlauf blieb, oder auf Sogenes aus Ägina, den Besten im Fünfkampf, *dem Vater bewahrend ein zärtliches Herz*. Die ersten Loblieder besingen das Siegen und das

Gedenken, das sich der Sieger erwirbt. In gewisser Weise war der Sieg für die Griechen jener Zeit das Wichtigste am Sport, weil schon der Zweite in einem Wettkampf sich bei ihnen nicht mehr sehen lassen konnte und, wie es bei Pindar heißt, sich heimlich nach Hause schleichen musste. In dieser Verachtung der Unterlegenen wirkte nach, dass sie nicht lange zuvor sogar noch den Gottheiten geopfert worden waren, so wie die Verlierer – manche Forscher sagen auch: die Sieger – in den Ballspielen der Maya. Nun aber hatte bei den Griechen als symbolische Stellvertretung für Krieg und Opfer ritual der *Sport den Totschlag ersetzt* (Uvo Hölscher). *Wer aber siegt: sein ferneres Leben lebt er / in honigmilder Heiterkeit / dank der Kampfpreise*. Das Erste, was Dichtung lobte, waren, wie hier in Pindars erster Olympischer Ode, die großen Athleten.

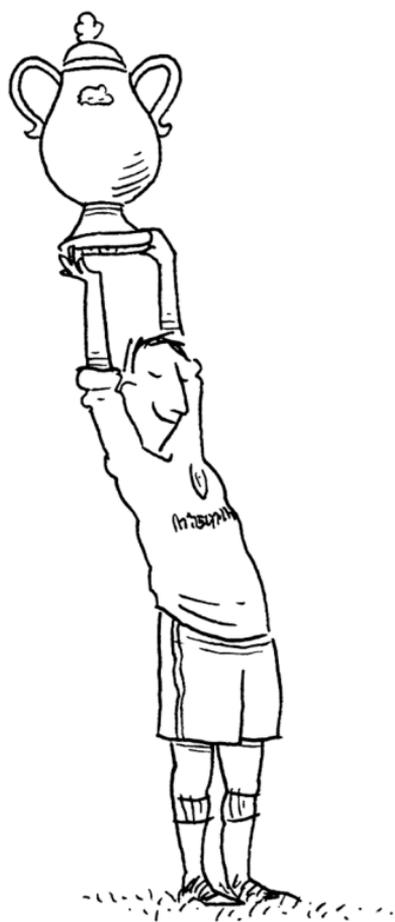
Folgerichtig erfährt der Leser solcher lyrischen Lobgesänge aus ihnen nicht sehr viel über die Verläufe der antiken Wettkämpfe. Sie liegen im Schatten des Sieges. Nach dem berühmten Bonmot des Football-Trainers Vince Lombardi von den Green Bay Packers ist Siegen im Sport nicht alles,

sondern das Einzige: *Winning isn't everything, it's the only thing*. Und in einem anrührenden Gespräch hat Berti Vogts, unter den großen Verteidigern einer der Zähesten, davon berichtet, wie im Gladbacher Mannschaftsbus auf der Rückfahrt von einem verlorenen Spiel in München einst sieben Stunden lang geschwiegen wurde, weil der Trainer kein Wort duldete: *Die Niederlage war der größte Feind*. Wer so antik denkt, für den tritt im Sieg der Sport selbst in seinen Mühen, Zufällen und Bedingtheiten gegenüber seinem Glanz in den Hintergrund. Denn der Triumph, der den Sieger unvergleichlich macht, überstrahlt für ihn alles, worin er den Verlierern ähnelt, was er mit ihnen teilt. Nicht der Sport, sondern der Sportler wird so zum Gegenstand des Lobes.

Das Lob des Siegers sollte dem Helden dabei, so Pindar ganz ausdrücklich, zurückgeben, was dieser seinerseits der Gemeinschaft gegeben hatte. Das Ensemble der griechischen Stadtstaaten empfand sich um 500 v. Chr. fast nur noch in der Betrachtung jener panhellenischen Wettkämpfe als eine solche Gemeinschaft. Das Lob des Siegers war darum das Lob einer Tat, die als glücklicher Au-

genblick für die Uneinigkeiten des Lebens entschädigte, die Individuen vor allem aber für ihre Vergänglichkeit: *Doch besser / Aufs Nächste immer, das vor den Füßen liegt, schaun. / Denn tückisch hängt über dem Mensch die Zeit.* Das Lob des Athleten hielt das Glück reiner Gegenwart fest, das sein Sieg für Sekunden aufkommen ließ. Gelobt wurden die Mühe, die der Athlet daran wandte, und seine Selbstüberwindung, gelobt wurden die Kosten, die er nicht gescheut hatte, sowie sein Mut, die Niederlage riskiert zu haben, aber auch den Neid, den jeder Sieg auf sich zog.

Ein Lob des Fußballs kann leicht der Verführung erliegen, es auf ähnliche Weise zu versuchen. Es würde dann ganz zum Lob der Feste des Fußballs, seiner großen Momente, seiner Sieger und der Präsenzerfahrungen, mit denen der Fußball seine Zuschauer versorgt. Das alles sind bedeutende Elemente dieses Sports, sie müssen in jeder Antwort auf die Frage, wodurch er fasziniert, vorkommen. Aber sie unterscheiden ihn nicht von anderen Sportarten, auch im Radfahren, Boxen oder Riesenslalom gibt es all das. Außerdem lässt sich Fußball in seiner Wirkungsmacht nicht allein



durch die großen Momente, die großen Spiele, die großen Spieler begreifen. Denn davon gibt es nicht nur viel zu wenige, ihr Gegenteil ist auch immer schon Teil der Attraktion des Fußballs. Fußball ist reine Wahrnehmungspräsenz im Stadion *und* das «Weißt du noch als ...»-Gedächtnis, er ist das Staunen über Virtuosität *und* das elende Gekicke, das trotzdem nicht zum Abbruch der Beziehungen führt, er ist 7:1 *und* die Schande von Gijon, Meisterschaft und Abstieg, Zinédine Zidane *und* Carsten Ramelow, Athletik *und* Statistik, Lactatwerte *und* Zirkus. Wer ihn loben will, muss die Einheit all dieser Gegensätze loben.

Das bringt eine zweite Verführung ins Spiel. Wie oft ist dem Fußball nicht lobend attestiert worden, er verbinde, was sonst getrennt sei, und biete Gemeinschaftserlebnisse in einer ansonsten atomisierten oder jedenfalls gespaltenen Gesellschaft? Am letzten großen Lagerfeuer, wie es dann heißt, gebe es für neunzig Minuten keine Schichten, Milieus oder Bildungsherkünfte mehr, sondern nur geteilte Fokussierung. Sogar Nationen oder die ganze Zuschauerwelt soll der Fußball in Sommermärchen zusammen- und einander näher-

bringen können. Der Torschrei kenne nur noch die Gemeinschaft und ihren Enthusiasmus.

Diese oft wiederholte Beschreibung muss dann allerdings zwischen «richtigen» Fans und den anderen unterscheiden, denen mit der Pyrotechnik und den Hassgesängen, die nicht gar so verbindlich sind. Außerdem passt sie wenig zu einer anderen Formel, die oft für den Fußball verwendet wird: Er sei ein «Spiegel der Gesellschaft». Ganz abgesehen vom Problem, dass wir die Gesellschaft gar nicht kennen, in der wir leben, weswegen es uns auch schwerfallen würde, sie in einem Spiegel wiederzuerkennen: Wir sind, was wir spielen – das klingt zwar lässig, aber was sind wir denn? Und was heißt es über uns, dass wir so viel Verschiedenes spielen? Ganz abgesehen davon also müssten sich die Fußball-Philosophen wohl schon entscheiden. Denn beides zugleich kann der Fußball nicht sein: ein Abbild der Zustände und die ausnahmsweise, örtlich und zeitlich begrenzte Versöhnung ihrer Gegensätze. Man kann den Fußball, mit anderen Worten, nicht sowohl für seinen Realismus loben wie auch für eine 90-Minuten-Utopie, sofern es denn überhaupt eine ist. Manche

Enthusiasten, die besonders an der Utopie hängen, stellen sich darum einen Fußball ohne Gewinnenmüssen vor, *diesem absolut männlichen Schaden, der siamesisch mit dem System Fußball verbunden ist* (Klaus Theweleit). Damit kehren sie die antike Obsession durch das Siegen um, greifen aber genauso am Fußball, wie es ihn gibt und wie er den Enthusiasmus begründet, vorbei. Ohne Gewinnenmüssen und auch ohne *absolut männlichen Schaden* kein Zidane.

Wozu aber überhaupt den Fußball loben? Wozu preisen, was ohnehin beispiellosen Zuspruch findet? Vor zehn Jahren fragte die Fifa nach, und es wurden 265 Millionen Fußballspieler und -spielerinnen weltweit gezählt. Knapp vier Prozent der Weltbevölkerung betreiben diesen Sport. Im Deutschen Fußball-Bund sind heute mehr als sieben Millionen Spieler und etwa 25 000 Klubs gemeldet. 380 Millionen Menschen sahen das Champions-League-Finale 2015, mehr als zwanzig Millionen in Deutschland das von 2013 zwischen Borussia Dortmund und dem FC Bayern München. Gut 700 Millionen Euro schüttet die Deutsche Fußball Liga überwiegend aus Fernsehgeldern an

ihre Bundesligavereine aus. Es ist ein einziges Hinschauen, Mitfiebern, Bezahlen, Mitmachen. Auf allen Gebieten: Mehr als sechzig Millionen Mal hatte Sony schon im Sommer 2017 die PlayStation-4-Konsole verkauft, neunzig Millionen waren vom Vorgängermodell abgesetzt worden. Wer bei Google «Fifa» eingibt, erhält als erste Suchangebote keinen einzigen Hinweis auf den Weltfußballverband, sondern ausschließlich solche auf das Computerspiel. Fußball ist mithin auch dort, wo er gar nicht gespielt, sondern nur in virtuellen Räumen nachgespielt wird, eine beispiellose Attraktion. Was also könnte ein Lob des Fußballs dieser allgemeinen Begeisterung noch hinzufügen? Wir werden sehen.



Wer verstehen will, weshalb Fußball weltweit die meisten Anhänger hat, muss ihn mit anderen Sportarten vergleichen. Wie sie engagiert er den Körper. Wie sie lebt er vom Unvorhergesehenen und den Schwierigkeiten der Körperkontrolle. Wie an ihnen, so interessiert auch an ihm der Leistungsvergleich. *Athlos* heißt im Griechischen «Wettbewerb», das «Kräftemessen». In jedem Sport wird behauptet, etwas besser zu können. Jeder Sport ist eine Wette.

Doch Fußball fällt unter den Sportarten auf.

Da ist zunächst seine Unwahrscheinlichkeit. Fußball ahmt nichts nach. Es gibt nichts außerhalb des Spielfeldes, an das er erinnert. Gelaufen, geworfen, geschlagen, gehoben, geboxt, über Hin-

dernisse gesprungen, getanzt und geschwommen wird auch jenseits von Wettkampfstätten. Die meisten Sportarten haben sich also aus Bewegungsformen entwickelt, die alltäglich sind oder zumindest alltägliche Vorbilder kennen und an soziale Zusammenhänge wie die Jagd, den Streit, den Krieg, das Fest oder die Arbeit erinnern. Zu einem Sport, so kann man sagen, wird eine körperliche Handlung immer dann, wenn man sie von ihren Zwecken löst und sie nur ausführt, um zu beweisen, dass man das besser kann als andere. Der Marathonläufer ist nur noch schneller als die anderen, aber er bringt keine Botschaft mehr, *der Lauf selbst ist die Botschaft* (Rudolf Stichweh).

Fußball hingegen ist ein Spiel, das Leistungen verlangt, die überhaupt nur in diesem Spiel einen Sinn haben, nirgendwo sonst. Niemand tritt zu bestimmten Zwecken gegen einen Ball, außer eben im Fußball selbst. Wer an dieser Stelle «Und Tennis?» einwendet, weil auch dieser Ballsport an keine ähnlichen Alltagsbewegungen erinnert, sei nicht nur auf den «Dialogus miraculorum» des Zisterziensermönchs Caesarius von Heisterbach verwiesen, der um 1220 schilderte, wie sich in der



Hölle zwei Gruppen von Dämonen eine Menschenseele mit den Handflächen zuschlagen. Sondern auch an die sporthistorische These, dass Tennis aus Frühformen des Fußballs entstanden sei, an deren gewalttätigen Raufereien teilzunehmen Mönchen nicht erlaubt war, weswegen sie sich einen Ball weniger roh zuschlugen, um ihn – es gab weder Linien noch Netz – in ein Tor zu bugsieren. Man könnte Tennis auch ein Gefecht mit einem Ball nennen.

Andere Ballspiele, bei denen es darum geht, die Kugel möglichst nicht den Boden berühren zu lassen oder bei denen der Ball entweder immer oder wenigstens in den wichtigsten Momenten fliegt – Volleyball, Cricket, Baseball, Basketball, Football –, mögen von fernher aus der Ansicht der Himmelsphären abgeleitet worden sein. Besonders die «amerikanischen» Ballsportarten und ihr Publikum favorisieren den hohen Flug. Hier geht es um Aufstieg und Landung nicht nur des Balles, sondern auch des Athleten, weswegen einem der größten von ihnen auch der Name «Air» gegeben wurde. Man hat darin einen Hunger nach Transzendenz erkennen wollen. Fußball hingegen hat

keine Präferenz für bestimmte Flugkurven, ja nicht einmal für die Luft gegenüber dem Boden. Im italienischen Calcio, einem frühen Fußballspiel zur Zeit der Renaissance, bei dem außer den Füßen auch die Hand den Ball spielen durfte, war es sogar verboten, ihn durch Würfe höher fliegen zu lassen, als die Spieler groß waren.

Noch die Vorform des Fußballs, das Rugby, folgt der kriegerischen Logik, im Land der Gegner und hinter deren Linien die eigene Fahne als Zeichen des Sieges zu hissen. Entsprechend kennt es keine Rückwärtsbewegung mit dem Ball, sondern nur das Bestreben, mit allen verfügbaren Kräften sich den Zugang zum feindlichen Lager zu erzwingen. Aus Ritterturnieren sind Spiele bekannt, bei denen es um die Verteidigung einer Passierstelle, eines Tores, geht. Entsprechend handelt es sich beim Rugby um eine Rangelei um einen abzuschirmenden Raum, bei dem der Ball nur das Symbol für den Besitz der Initiative ist, bei dem aber nicht mit ihm gespielt wird. Den Ball abzugeben galt im Übergang vom Rugby zum Fußball folgerichtig zunächst als unmännlich.

Dort, wo sich der Fußball nach langen Jahr-

hunderterten von seinen Vorgängern abgelöst hatte, wurde die Mannschaft hingegen eine spielende Einheit. Es geht im Fußball, paradox aus der Sicht älterer Kampfspiele, immer stärker darum, den Ball abzugeben, um ihn zu behalten. Die Initiative soll bei der Mannschaft liegen, nicht beim Einzelnen. Im Fußball haben, wie in den meisten Ballsportarten, die Angreifer den Ball; dass viele Kontinentaleuropäer Cricket und Baseball seltsam finden, liegt auch daran, dass es dort die Verteidigung ist, die den Ball hat und ihn außer Spiel zu bringen sucht. Im Fußball jedoch geht das Spiel, anders als bei reinen Angriffssportarten wie American Football oder Rugby, in alle Richtungen. Der Ball wird im Spiel gehalten, der Wechsel der Initiative findet in den allermeisten Fällen nicht nach einem erfolgreichen Abschluss statt, sondern nach einem «Ballverlust». Schon im 17. Jahrhundert wird das Spielfeld abgegrenzt und mit einem Gatter versehen: *The Gates are called Goals*, heißt es im «Book of Games» des Francis Willughby um 1660, die Durchgänge werden Tore genannt. Aber es geht eben niemand durch sie hindurch, sondern bestenfalls etwas und das nur selten. Der Aus-

druck «ein Tor erzielen» ist zu geläufig, als dass noch gehört würde, wie merkwürdig er ist.

Zum Fußball kommt es historisch, wenn die Gewalttätigkeit weitgehend aus dem Spiel genommen und der Kampf mit dem Gegner durch den Kampf um den Ball und mit dem Ball ersetzt wird. Schon die Rugby-Regeln, die Mitte des 19. Jahrhunderts aufgestellt wurden, waren bestrebt, sowohl die schlimmsten körperlichen Attacken wie den Egoismus einzudämmen. Auf den Fußball bewegt sich diese Entwicklung zu, wenn immer stärker das Tragen und Werfen des Balles untersagt wird; anfangs durfte man ihn immerhin noch mit der Hand stoppen. Von allen Bezügen auf nichtspielerische Tätigkeiten löst sich der Fußball nämlich erst, wenn sich um ihn ausschließlich diejenigen kümmern, die dazu am wenigsten geeignet sind: die Füße. Ausgerechnet den Füßen und Beinen wurde also immer mehr die Hauptleistung zugemutet, diesen unpräzisen Instrumenten eines Wesens, das einst durch den aufrechten Gang seine Hände freisetzte für all das, was sie im Fußball nicht oder nur in Ausnahmefällen dürfen: greifen, halten, tragen, werfen, schlagen. Darum

wird im Fußball angestaunt, was in anderen Ball-sportarten – man denke auch hier an Tennis – normal ist: Präzision, dass der Ball wie an einer Schnur gezogen erscheint, dass er kontrolliert wird und zentimetergenau dort landet, wohin ihn der Spieler haben will. Christoph Bausenwein hat es wunderbar formuliert: *Weil der Ball mit dem Fuß nicht in Besitz genommen werden kann, bleibt er immer frei. Weil die Hand aus dem Spiel ist, kann der Ball selbst ins Spiel kommen und seinerseits mit dem Menschen spielen.* Fußball ist ein einziges Kontrollproblem. Geht es in anderen Sportarten darum, etwas besonders gut zu machen, ist es im Fußball völlig unklar, was überhaupt dieses «etwas» wäre. Ziemlich viel auf einmal jedenfalls.

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)